

Sebastian Engelbrecht

Beste Freunde

Als Deutscher in Israel



Sebastian Engelbrecht

Beste Freunde

Sebastian Engelbrecht

Beste Freunde

Als Deutscher in Israel



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig

Sebastian Engelbrecht, Dr. theol., Jahrgang 1968. Nach der Ausbildung zum Redakteur an der Deutschen Journalistenschule in München studierte er Evangelische Theologie in Heidelberg, Berlin und Jerusalem und wurde in Leipzig promoviert. Von 1997 bis 1999 war er Referent im Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik in Frankfurt am Main, von 2000 bis 2007 Autor, Redakteur und Moderator für Deutschlandradio Kultur und Deutschlandfunk, von 2008 bis 2012 ARD-Hörfunk-Korrespondent in Tel Aviv. Vor kurzem kehrte er nach Berlin zum Deutschlandradio zurück.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2013 by Evangelische Verlagsanstalt GmbH · Leipzig
Printed in Germany · H 7608

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.

Das Buch wurde auf alterungsbeständigem Papier gedruckt.

Cover: FRUEHBEETGRAFIK · Thomas Puschmann, Leipzig
Coverfoto: © Frank Henne
Satz: Steffi Glauche, Leipzig
Druck und Binden: BELTZ Bad Langensalza GmbH

ISBN 978-3-374-03161-0
www.eva-leipzig.de

Vorwort

Die Freundschaft zwischen Deutschland und Israel, zwischen Israelis und Deutschen, gehört zu den größten politischen und menschlichen Wundern der Nachkriegszeit. Eine lebendige Partnerschaft zwischen Menschen und Institutionen ist gewachsen – in allen Bereichen des Lebens. Diese Freundschaft ist gewachsen, keiner hat sie verordnet. Sie ist nicht künstlich aufgezwungen worden wie die deutsch-sowjetische Freundschaft in der DDR, und sie ist nicht aus einem politisch-historischen Programm heraus entstanden wie die Partnerschaft mit Frankreich. Natürlich gehört das deutsch-israelische Miteinander zu den zentralen politischen Selbstverpflichtungen der Bundesrepublik. Aber diese Verpflichtung lebt aus einem tiefen Gefühl der Verantwortung der Deutschen gegenüber Israel, und sie wurzelt in einer inneren Hingezogenheit vieler Menschen in Deutschland zu den Israelis – und damit zu den Nachfahren des Volkes, das Hitler und seine hörigen deutschen Vollstrecker vernichten wollten.

Die Aufgabe, vor der die Deutschen nach der Schoah weiterhin stehen, ist offenkundig und zugleich unlösbar: das lebendige, fruchtbare Verhältnis zu den Juden wiederherzustellen, das sich vor 1933 – trotz des verbreiteten Antisemitismus – entwickelt hatte. Dieses Verhältnis wird sich nach dem Mord an sechs Millionen europäischen

Juden nicht wiederherstellen lassen. Aber die Deutschen können versuchen, Brücken zum lebendigen Judentum in Deutschland und in den Orient, nach Israel, zu bauen. Tatsächlich investieren sie alltäglich viel Energie in diesen Brückenschlag.

Erstaunlicherweise gibt es auch unter Israelis eine tiefe Sehnsucht nach einer Freundschaft mit Deutschland und den Deutschen. Sie entspringt nicht allein dem pragmatischen Bedürfnis nach einer Partnerschaft zur Absicherung der Existenz ihres Staates. Sie entsteht auch nicht nur aus der bleibenden Bezogenheit von Millionen Israelis auf die mitteleuropäischen Herkunftsländer ihrer Familien. Tatsächlich gibt es in Israel eine Sehnsucht nach einem heilen Verhältnis zu Deutschland und den Deutschen – eine irrationale Sehnsucht nach den bunten Herbstbäumen des Schwarzwaldes, nach alltäglicher Verlässlichkeit und nach der – zuweilen förderlichen – Akkuratessse der Deutschen. Manchem in Israel fällt es heute leichter, sich zu dieser Sehnsucht zu bekennen, weil das andere Deutschland, das neue Deutschland immer sichtbarer wird: Es ist ein multikulturelles Einwanderungsland. In diesem Land haben sich Millionen über Jahrzehnte bemüht, den Abgrund der Geschichte zu begreifen, den das »Dritte Reich« ihnen hinterlassen und aufgebürdet hat. Das gewandelte Deutschland erleben tausende Israelis in der Hauptstadt Berlin. Sie haben die Stadt zu ihrer Heimat gemacht, suchen und finden in ihr Freiheit und Entfaltungsmöglichkeiten wie viele Juden in der Weimarer Republik.

Der überraschende Befund einer engen und zugleich weit verzweigten Freundschaft führte zu dem Buchtitel

»Beste Freunde«. In diesem Buch versuche ich, die lebendigen und vielfältigen Beziehungen aus der Sicht eines deutschen Korrespondenten in Israel zu beschreiben. Als Korrespondent für den ARD-Hörfunk habe ich von 2008 bis 2012 mit den »besten Freunden« in Israel zusammengelebt.

Natürlich steht diese Freundschaft wie jede andere unter Spannungen und macht Krisen durch. Aber die Erschütterungen der vergangenen Monate können die im Titel vertretene These nicht widerlegen. Im Jahr 2012 führte das Gedicht »Was gesagt werden muss« von Günter Grass zu Irritationen im deutsch-israelischen Verhältnis. Die deutsche Öffentlichkeit diskutierte die Entgleisung des Literatur-Nobelpreisträgers, und es begann eine Debatte darüber, ob der Export atomwaffenfähiger U-Boote aus Deutschland an die israelische Marine legitim ist.

Das zweite große Beben entstand nach dem berüchtigten Kölner Gerichtsurteil, das die rituelle Beschneidung für rechtswidrig erklärte. Die Entscheidung hatte keinen Bestand. Sie führte zu einer neuen Gesetzgebung, die Juden und Muslimen in Deutschland ihre Religionsfreiheit auch in dieser Frage garantiert. So hallte der verzweifelte Zwischenruf von Charlotte Knobloch, der Präsidentin der jüdischen Gemeinde in München, nur kurz durchs Land: »Wollt Ihr uns Juden noch?«, schrieb sie an die deutsche Öffentlichkeit. Den »unzähligen Besserwissern aus Medizin, Rechtswissenschaft, Psychologie oder Politik«, den Kritikern des jahrtausendealten Brauchs der Beschneidung, warf sie vor, sie stellten die jüdische Existenz in

Deutschland in Frage: »Eine Situation, wie wir sie seit 1945 hierzulande nicht erlebt haben.«

Diese innerdeutschen Debatten erreichten Israel und das israelisch-deutsche Verhältnis verspätet und in abgeschwächter Form, aber sie führten nicht dazu, dass beste Freunde einander fremd wurden. Auch das Gedenken an das Olympia-Attentat militanter Palästinenser auf die israelische Olympiamannschaft von 1972 blieb in den deutsch-israelischen Beziehungen nicht mehr als eine Irritation. Israel und die Israelis hätten Grund genug, das Versagen der deutschen Sicherheitskräfte 40 Jahre nach dem Münchener Attentat anzuprangern. Stattdessen gedachten beide Nationen gemeinsam des Terroraktes – bei Zeremonien in Fürstenfeldbruck und Tel Aviv.

Die Krisen und Erschütterungen in der deutsch-israelischen Freundschaft deute ich als Ausdruck vitaler Beziehungen, nicht als Zeichen des Niedergangs. Beste Freunde pflegen das offene Wort und scheuen sich nicht vor Kritik. Jede Debatte, in der Deutsche und Israelis dieser Offenheit näherkommen, wird ihr Bündnis stärken.

Zum Schluss ein Hinweis, der Missverständnisse verhindern soll: Die meisten Kapitel sind auf der Basis von Sendungen für den ARD-Hörfunk entstanden. Aber dieses Buch zeigt natürlich nur einen Ausschnitt aus der Arbeit des Korrespondenten. Viele Themen, die mich in Israel bewegt haben, kommen nicht vor: das zähe Ringen um eine Zwei-Staaten-Lösung, das Leiden der Palästinenser unter der israelischen Besatzung, die Blockade des Gaza-Streifens und die Auseinandersetzung zwischen Israel, Iran und den USA um das Atomprogramm Teherans.

Die deutsch-israelischen Beziehungen sind für mich das Vorzeichen vor all diesen Konflikten. Denn die Schoah ist Ursache und Bedingung des politischen Geschehens in Israel. Das deutsch-israelische Verhältnis ist der Ort, an dem erkennbar wird, wie die abgründige Vorgeschichte in die Gegenwart hineinragt. Zugleich ist die Freundschaft der beiden Staaten und ihrer Menschen der Versuch, den Graben zu überwinden, der durch den Holocaust aufgerissen wurde – einen Graben, der nicht zu überwinden ist. Auch wenn die Aufgabe also unlösbar ist, so hat sich doch gezeigt: Israel ist der ideale Ort, sich ihr zu stellen.

Berlin, im November 2012

Sebastian Engelbrecht

Inhalt

Einleitung: Mit Juden leben.	13
Befremden und Nähe.	19
Deutsches im Alltag.	25
Hebräisch und Deutsch	30
Israel – der 17. Bundesstaat Deutschlands	36
Günter Grass und die Krise im deutsch-israelischen Verhältnis	47
Die Jeckes leben weiter	59
Begegnungen mit Göring und Wagner.	77
Späte Rente – das Warten der Ghetto-Arbeiter	86
Wem gehört Kafka?	103
Interview auf Jiddisch – die Ultraorthodoxen.	111
Relikte des Protestantismus	128
Gegenseitige Anziehung – zwischen Kindergarten und Fußballplatz.	138

Einleitung: Mit Juden leben

In meiner Kindheit im Berliner Westen, zwischen Olympiastadion und Funkturm, gab es keine Juden. Weder zu Hause noch an der Schule noch auf der Straße, weder beim Musizieren noch beim Fußballspielen. Meine Freunde – in einer deutschen Kindheit in den 70er und 80er Jahren – waren deutsche Protestanten. Ich erinnere mich an einen Freund mit dem schönen Namen Ben Morgenstern. Seine Spur hat sich verloren. War Ben ein Jude? Wahrscheinlich nicht. Und falls doch, dann hat er es perfekt versteckt. Vielleicht aber war Frau Blumenstein eine Jüdin. Sie wohnte im Parterre in einem Mietshaus in der Bayernallee in Neu-Westend. Ich habe Frau Blumenstein nie gesehen, aber immer wieder verspottet. Gemeinsam mit drei Freunden habe ich ihr regelmäßig einen Strauß Gänseblümchen und einen Stein aufs Fensterbrett gelegt. Ohne sie zu kennen, haben wir acht- oder neunjährigen Kinder gespürt: Frau Blumenstein ist anders. Sie hat einen ungewöhnlichen Namen. Grund genug für unseren kindlichen Spott. Wir wussten nicht, was wir der Dame antaten. Vielleicht war sie eine Überlebende des Holocaust. Vielleicht hat unser Hohn bei ihr Wunden aufgerissen. Für uns blieb es jedenfalls dabei: Wir lebten in unserer monokulturellen Welt. Dass es hier auch andere gab, spielte in unserem Leben keine Rolle.

In der evangelischen Kirchengemeinde war es kaum anders. Mindestens drei Mitglieder der Gemeinde waren Juden, die in der Zeit des Nationalsozialismus zum Christentum übergetreten waren. Sie hatten sich aber nicht nur aus der Not heraus taufen lassen, um der Verfolgung durch das Nazi-Regime zu entkommen, sondern aus Überzeugung. Sie kamen in den Gottesdienst und nahmen am Gemeindeleben teil. Einer von ihnen predigte sogar manchmal als ehrenamtlicher Pastor. Dass sie Juden waren, habe ich erst Jahrzehnte später erfahren. Obwohl der Muff der Zeit vor 1968 längst verflogen war, blieb das Thema Judentum tabu. Es war allenfalls eine akademische Angelegenheit, eine längst vergangene Wirklichkeit aus der Zeit des Alten Testaments. Aber das lebendige Judentum existierte für uns nicht.

Wo waren die lebendigen Juden, von denen in Berlin auch nach dem Krieg noch Tausende lebten? Zum ersten Mal habe ich sie als 15-Jähriger an einem Freitagabend beim Gottesdienst in der Pestalozzistraße in Berlin-Charlottenburg erlebt. Eine majestätisch dröhnende Orgel ist mir in Erinnerung, der mächtige Gesang von Oberkantor Estrongo Nachama und das Wort »Adonai« aus der hebräischen Liturgie, das hebräische Wort für »Der Herr«. Mein Vater hatte mich in die Synagoge mitgenommen. Als Pfarrer pflegte er den Kontakt zum Rabbiner und zum Kantor der Gemeinde. Gelegentlich waren die beiden bei uns zu Gast. Dann war die Aufregung meiner Eltern zu spüren. Mit den Herren kam eine andere Welt ins Haus. Eleganz und Witz kehrten ein ins protestantische Pfarrhaus. Der Rabbiner scherzte mit meinem Vater, und der

Oberkantor trat auf wie eine Diva. Die Maximen der protestantischen Erziehung – Nüchternheit, Ernsthaftigkeit, Bescheidenheit, Direktheit – erlebten auf einmal eine unerwartete Konkurrenz. Meine Eltern waren seltsam befangen, wenn der hochverehrte jüdische Besuch kam. Eines Tages – es war in den 80er Jahren – ließ mein Vater ein obszönes Wort aus dem Fahrstuhl entfernen, das ein Kind auf die hölzerne Innentäfelung geschmiert hatte: »Fuck«. Das müsse jetzt weg, befand mein Vater, denn »der Rabbiner kommt«.

Meine Suche nach dem lebendigen Judentum in Berlin blieb erfolglos. Es ergaben sich kaum Kontakte zu Juden. Die jüdische Gemeinde in Berlin wirkte auf mich wie ein ferner Zirkel, zu dem ich keinen Zugang hatte – und das, obwohl ich zu Gedenkveranstaltungen ins Jüdische Gemeindehaus ging und als 22-Jähriger auch zu Hebräischkursen in die Jüdische Volkshochschule. Leichter war es, sich mit Gleichaltrigen anzufreunden, die nur einen jüdischen Elternteil hatten. Sie lebten in zwei Welten – in der jüdischen und in der nichtjüdisch-christlichen zugleich – eben in meiner Welt.

Als 17-Jähriger hatte ich zum ersten Mal ungehindernten Zutritt zu einer jüdischen Welt: Israel. Der Tag bleibt mir unvergesslich: Am 8. Mai 1985, 40 Jahre nach der Befreiung vom Hitler-Regime, stieg ich auf dem Ben-Gurion-Flughafen bei Tel Aviv aus der Lufthansa-Maschine und spürte zum ersten Mal die schwüle Hitze des Orients. In Israel war mir zunächst alles fremd: das Klima, die Landschaft, die Mentalitäten. Aber die Juden, die ich hier traf, hatten ihre Wurzeln in meiner abendländischen Welt.

Deshalb war mir Israel von Anfang an fremd und nahe zugleich. Im Kibbutz von Ein Gedi lernte ich, wie man Palmen umtopft, entdeckte in Galiläa und Jerusalem die Ursprünge des Christentums und im Westjordanland den wahren Orient ohne europäische Einflüsse.

Sechs Jahre später, 1991, ging ich für ein Jahr an die Hebräische Universität nach Jerusalem, um dort rabbinische Literatur und jüdische Geschichte zu studieren. In diesem Jahr erfüllte sich in Israel, wonach ich in Deutschland vergeblich gesucht hatte. An diesem fremden Ort war es auf einmal ganz einfach, lebendige Beziehungen zu Juden aufzunehmen. Anders als bei der jüdischen Gemeinde in Deutschland, die ich als in sich geschlossenes Universum erlebt hatte, konnte ich in Israel praktisch zu jedem Menschen Kontakt aufnehmen. Das lag daran, dass hier fast immer gnädig die Sonne schien und dass die Menschen viel weniger zugeknöpft durchs Leben liefen. Es lag aber vor allem daran, dass die Juden hier in der Mehrheit waren. Ich begegnete ihnen in ihrem eigenen Staat, ich war ihr Gast. Hier hatten sie das Sagen, hier befehligten sie die Armee, hier bestimmten sie das politische und gesellschaftliche Leben. In Israel war ihr Selbstbewusstsein als Juden unangetastet und selbstverständlich.

Auf einmal spürte ich, dass sich die Juden hier – anders als in Berlin – auch für mich interessierten, den deutschen Protestanten aus einer Berliner Mehrheitsfamilie. Die alten »Jeckes« wie auch einige israelische Kommilitonen an der Universität fanden Gefallen an diesem lebendigen jüdisch-christlichen, israelisch-deutschen Dialog. Er ergab

sich nicht aus einer Anstrengung, sondern aus dem Alltag.

Die Befangenheit in diesem Dialog verlor ich in einer Jerusalemer Wohngemeinschaft mit zwei Israelinnen, von denen die eine zuckersüß und die andere ein Scheusal war. Plötzlich ereignete sich die Normalität im deutsch-israelischen Verhältnis, nach der ich mich lange gesehnt hatte. Die liebe Mitbewohnerin brachte mir Hebräisch bei, wir saßen gemeinsam zu Tisch und machten Ausflüge in die Umgebung von Jerusalem. Die andere wollte mir verbieten, Bier zu trinken, wenn ich auf ihrem Sofa im gemeinsamen Wohnzimmer saß.

Wer fünf Jahre im Herzen von Tel Aviv gelebt hat, mitten in der ersten jüdischen Großstadt, die der Zionismus hervorgebracht hat, der hat etwas von der jüdisch-christlichen, israelisch-deutschen Normalität gekostet. Ein wenig ist von der alten Befangenheit geblieben. Es passt nicht nach Tel Aviv, in einem vierstöckigen Mietshaus triumphalistische Kirchenlieder zu trällern (»Jesus Christus herrscht als König, alles wird ihm untertänig«). Ich empfinde auch nach wie vor eine Hemmung, das kunstvoll gefertigte gläserne Kreuz ins Fenster zu hängen, das Geschenk einer Freundin. Spätestens aber, wenn zur Taufe der eigenen Tochter in Jerusalem mehrheitlich jüdisch-israelische Freunde aus Tel Aviv im evangelischen Gottesdienst erscheinen, dann kann ich nur noch von einem Glücksgefühl sprechen.

Die Begeisterung bleibt nicht immer so groß wie in solchen Momenten oder wie in den ersten Augenblicken der Entdeckung. Ein Korrespondent, der über das politi-

sche Geschehen zwischen Israel und den Palästinensern berichtet, hofft, von Fortschritten erzählen zu können – kann dies aber nur selten, weil die Politik keine Fortschritte macht. Wer nicht aufpasst, mag dabei zum Zyniker werden. Wer zugleich aber von den rasanten Fortschritten im deutsch-israelischen Verhältnis berichten darf, dem wird es leichtfallen, der Versuchung des Zynismus zu entgehen. Hier ist von vielen Fortschritten zu erzählen, die sich still und leise im israelisch-deutschen Alltag ereignen.